



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Vom Agonisieren und Verunfallen

*„Es ist schade, dass man dann sterben muss,
wenn man eben angefangen hat einzusehen,
wie man eigentlich hätte leben sollen.“*

(Theophrastos von Eresos)

Die neue Woche beginnt mit beinahe schon herbstlicher Kühle. Zum ersten Mal seit Langem habe ich keine Lust, vor dem Frühstück zur Lahn zu radeln und zu schwimmen. Noch ist hoffentlich nicht aller Sommertage Ende. Mit Schrecken sehe ich die Tage kürzer und die Nächte länger werden. Denn die Nacht ist das Territorium der Angst. Aus welchen Tiefen meiner Seele steigt bloß diese elende Angst auf, die mich seit einiger Zeit und nun immer öfter befällt? Es gab Jahre, da kannte ich das nicht. Vielleicht verhält sich das Alter spiegelbildlich zur Kindheit, denn meine Kindheit war angefüllt mit Angst. Kehrt die nun im Alter wieder? Ist es dieselbe Angst oder ist sie heute anders zusammengesetzt? Ich habe keine Lust, mich schon wieder mit dem Thema Angst zu beschäftigen, aber wenn es so weiter geht, werde ich nicht drumherum kommen. Oder die Angst frisst mich auf. Für den Moment glaube ich, dass meine Aseler Erinnerungen den uralten Bodensatz der Angst aufgerührt haben, der vom

frühen und für mich unbegreiflichen Tod der Mutter herrührt. Wenn diese Vermutung stimmt, müsste sich die aufgewirbelte Angst wieder setzen und auf das Normalmaß schrumpfen, mit dem ich einigermaßen zu leben gelernt habe. Wenn die Angst überhand nimmt, laufe ich ziellos umher und versuche sie wegzulaufen oder unterwegs irgendwo zu deponieren. Manchmal gelingt das, manchmal nicht. An den Wegen, die ich regelmäßig beschreite, liegen überall kleine Angstpakete, wie der Hundekot, den die Hundebesitzer in Tüten aufklauben, dann aber irgendwo am Wegesrand ablegen oder wegwerfen. Wahrscheinlich fühlen sie sich im Augenblick, da ihr Hund kackt, beobachtet und dazu angehalten, so zu tun, als würden sie den Kot ordnungsgemäß entsorgen. Dann aber wird ihnen die Tüte lästig und sie entledigen sich ihrer in einem unbeobachteten Moment.

Wo könnte ich meine Angst unauffällig ablegen? Irgendwann werden die städtischen Behörden Schilder aufstellen, auf denen steht: „Angst abladen verboten!“. Vielleicht sollte man spezielle Container zur Entsorgung seelischen Sondermülls aufstellen, die von eigens dafür bezahlten Therapeuten regelmäßig geleert werden. Wie beim Altglas könnte man verschiedene Abteilungen einrichten: einen Einwurf für neurotische Ängste, einen für reale Ängste und einen für sonstige Ängste. Ängste kümmern sich nicht darum, ob sie einen Anlass haben oder nicht. „Jede Angst hat Gründe und ist allein schon deswegen im Recht“, hat Wilhelm Genazino mal geschrieben.



Wilhelm Genazino bei einer Lesung im Kirchenraum der JVA Butzbach

©Foto von Helmut Dörr

Eigentlich wäre dieses Jahr wieder ein neuer Roman von ihm fällig, aber nun, da er gestorben ist, muss ich ihn mir selbst zu schreiben versuchen. Ich bin mir durchaus bewusst, wie viel ich ihm zu verdanken, was ich von ihm gelernt habe und dass ich ihm nicht das Wasser reichen kann. Für Wilhelm Genazino gibt es keinen Ersatz. Aus dem Band *Der gedehnte Blick*, der im Jahr 2004 erschienen ist und Essays von Genazino versammelt, fiel neulich eine Visitenkarte heraus, die der Verleger und Schriftsteller Michael Krüger vor dem Verschicken hineingelegt

hatte. „Lieber Wilhelm – die 4. Auflage. Sehr herzlich, Michael“, steht dort. Wilhelm Genazino hat mir den Band geschenkt und vergessen, die Karte herauszunehmen. Für ihn war so eine Visitenkarte nichts Besonderes, er wird Dutzende von ihnen bekommen haben. So habe ich eine schöne Erinnerung. Ich habe, nachdem er Ende 2018 gestorben war, in der Wochenzeitung *der Freitag* an Wilhelm Genazinos Besuche im Butzbacher Gefängnis und seine Lesungen dort erinnert. Bei einem dieser Besuche im Jahr 2010 hat Helmut Dörr für die Wetterauer Zeitung berichtet und ein Foto gemacht. Er hat mir erlaubt, das Foto zu verwenden.

In diesem Band findet sich unter anderem eine Rede, die Genazino am 28. Juni 1999 vor saarländischen Abiturienten gehalten hat und die bereits im August 1999 in der *Frankfurter Rundschau* erschienen ist. Er beschäftigte sich mit der Welle rechtsradikaler Gewalt nach der sogenannten Wiedervereinigung und warnt eindringlich vor einem falschen Heldentum: „Ich wiederhole meinen Rat. Widerstehen Sie den gedankenlosen Aufforderungen einiger Politiker, ein Held zu werden. Betätigen Sie sich nicht als antifaschistischer Nahkämpfer. Sie ziehen den Kürzeren dabei und werden selbst verletzt, das kann niemand wollen.“ Die direkte Konfrontation mit Rechtsradikalen und anderen Gewalttätern solle man der Polizei und anderen im Umgang mit körperlicher Gewalt geübten Leuten überlassen. In dieser Rede formuliert er gegen Ende eine düstere Prognose: „Nach meiner Einschätzung wird die Gewalt in den nächsten Jahren erheblich zunehmen. Es wird gemordet werden, weil sich jemand im Fernsehen schlecht unterhalten fühlt; es wird gemordet werden, weil jemand plötzlich merkt, dass er sich nicht ausdrücken kann; es wird gemordet werden, weil jemand gerade kein Bier mehr hat; es wird gemordet werden, weil jemand seine Biographie nicht mehr versteht. Es wird aus neuen Gründen gemordet werden, und die neuen Morde werden schwerer zu begreifen sein als die alten.“

In der Stadt treffe ich eine Bekannte. Wir sprechen über den Konsumwahnsinn. Sie sagt: „Mein Mann und ich sind da ganz vernünftig und zurückhaltend. Dabei sind wir weiß Gott keine Azteken.“

„Er war zu lange allein gewesen.

Jetzt war nichts da. Nichts.“

(Horst Bienek)

Wo soll ich den Faden meines Schreibens wieder aufnehmen? Und: welchen Faden? Es gibt so viele begonnene und liegengelassene Fäden. Alles besteht aus Fragmenten, aus losen Teilen, sie sich zu nichts zusammenfügen, jedenfalls zu nichts Sinnvollem. Wie bringe ich meine Tage hin? Was mache ich eigentlich? Ich reihe Sätze aneinander. Tag für Tag erhebe ich mich aus dem Bett, frühstücke, höre währenddessen Radio oder blättere in der Zeitung vom letzten Wochenende. Dann klappe ich den Laptop auf und öffne die Datei, die mit Tagebuch und Notizen überschrieben ist. Ich beginne Sätze aneinanderzureihen. Seit Anfang der 1980er Jahre mache ich das, anfangs auf einer mechanischen Schreibmaschine, dann ab den 90er Jahre auf dem Computer. Den habe ich angeschafft, als ich mit einem damaligen Freund an *Jugend und Gewalt* geschrieben habe. Wir speicherten das Geschriebene auf Disketten und montierten die Textteile dann irgendwann zu einem recht lesbaren Buch zusammen, das 1993 erschien. Es verkaufte sich rund zwanzigtausend Mal. Von solchen Zahlen kann ich heute nur träumen. Warum also reihe ich weiter täglich Sätze aneinander? Nach ein paar Sätzen springe ich auf und laufe in der Wohnung umher. Gehe auf den Balkon hinaus und schaue auf die Straße hinunter. Irgendwelche Deppen brüllen an ihre Handys hin. Dann setze ich mich wieder an den Schreibtisch und reihe erneut Sätze aneinander. Tagein, tagaus Sätze, die niemand liest und die keinem Zweck dienen außer dem, mir eine Brücke über die Sinnlosigkeit zu schlagen. Überall lose und heraushängende Fäden. Niemand erträgt Absurdes auf Dauer. Ich bin von Tausenden von Büchern umgeben, von denen etliche noch ungelesen sind. Manchmal ziehe ich eins aus dem Regal und lege es auf den Tisch neben meinem Lesesessel. Nach ein paar Tagen stelle ich es wieder ins Regal zurück. Staub wird sich auf ihm ablagern. Ein anderes Buch hat meine Aufmerksamkeit erregt und wird vorgezogen. Wie viel Zeit bleibt mir noch? In den letzten Monaten sind etliche Menschen aus meinem Umfeld gestorben. Zuletzt mein Klassenkamerad J., der Ende letzten Jahres gestorben ist. Gestern stieß ich in der Stadt auf ein in eine Plastiktüte verpacktes Buch. Es erzählt die Geschichte von Sacco und Vanzetti. Man wird durch einen Aufkleber aufgefordert, das Buch nach der Lektüre weiterzugeben und dafür zu sorgen, dass die Kette der Leser nicht abreißt. Die Geschichte von Sacco und Vanzetti beschäftigt mich seit Jahrzehnten und macht mich wahrscheinlich auch dieses Mal wieder traurig und wütend. Soll ich das Buch lesen? Irgendwann ziehe ich meine Turnschuhe an und



Bild von [Lisa Redfern](#) auf [Pixabay](#)

gehe in die Stadt, wo ich Leuten und anderen Lebewesen begegne, denen ich eigentlich gar nicht begegnen möchte. Selten ragt aus der grauen Masse der teigigen Einheitsgesichter ein menschliches Gesicht heraus. Die Fußgängerzone ist mein Gefängnishof, auf dem ich täglich meine Freistunde verbringe und ein paar Bahnen auf und ab gehe. Oder ich verlasse die Stadt und gehe am Fluss entlang. Ich schaue von einer Brücke auf das träge dahinfließende Wasser. Ich beobachte Enten. Ein Falke steht rüttelnd in der Luft über einem Feld und hält nach Mäusen Ausschau, von denen es immer weniger gibt.

Überhaupt gibt es von allem immer weniger, außer von der Dummheit und den Automobilen. Davon gibt es täglich mehr. Irgendwann wird überhaupt kein Platz mehr zwischen den Autos



Kreuzungsartistin

Bild von [wal_172619](#) auf Pixabay

sein. Schon heute kann man froh sein, wenn man als Fußgänger eine Kreuzung lebend überquert hat. Die Motoren brüllen und röhren und jaulen und dazwischen rennen die Fußgänger um ihr Leben. So gehen meine Tage dahin. Ich sinnlose so vor mich hin, könnte ich mit einem Wort von Gerhard Polt sagen. Meine Tage schwimmen zu einem amorphen Zeitbrei, den ich mir ab und zu mit Zimt bestreue. Aber man kann auch darin versinken.

Seit ich Rentner bin, verbindet mich kaum noch etwas mit Dem-da-Draußen. Oft habe ich die ganze Woche über keinen Termin, keine Verabredung mit der Welt und mit anderen Menschen. Fällige Termine, zum Beispiel bei Ärzten, verschiebe ich gern. Ich bin ein Meister im Prokrastinieren, und mit diesen dauernden Aufschiebungen hängt es wohl auch zusammen,

dass aus meinem Leben selbst mehr und mehr ein aufgeschobenes Leben wird. Das Virus hat diese Rückzugstendenzen noch verstärkt und ihnen eine Rechtfertigung verschafft. Gelegentlich steigen aus der Monotonie meiner Tage Selbstmordgedanken auf. Man kann sagen: Ich habe gelegentlich suizidale Anwandlungen. Bislang habe ich ihre Realisierung aber stets vertagt. Auch das wird verschoben. Mein Leben schrumpft auf die ständige Vertagung des Selbstmords.

Im Rundbogen über meiner Loggia ist der Haken schon angebracht. Der war aber schon da, als ich einzog und diente wohl mal einem anderen Zweck. Wie knüpft man einen Henkerknoten, der dann auch funktioniert? In meiner Kindheit war häufig von Kälberstricken die Rede, mit denen sich dieser oder jener aufgehängt hatte. Der ölt auch schon seinen Strick, wurde ge-



Psychische Gesundheit?

Bild von Reggi Tirtakusumah auf Pixabay

sagt, wenn jemand depressiv wirkte. Wobei dieses Wort im Alltag noch unbekannt war. Es gab naturgemäß auch noch keine Tabletten gegen Depressionen, und niemand ging deswegen zum Arzt. Manch einer oder manch eine brachte sich am Ende still und leise um. Ging auf den Speicher hinauf oder in die Scheune und hängte sich auf. Die Handarbeit brachte auch ihre eigenen Methoden hervor, sich das Leben zu nehmen. Frauen, denen das

Aufhängen zu aggressiv war, drehten stattdessen des Gashahn auf. Rätselhaft war nicht, warum es Selbstmörder gab, rätselhaft war eher, warum so viele Menschen ihr Leben aushielten, ohne sich umzubringen. Meine Bindungen an „das da draußen“ werden immer brüchiger und dünner. Klaus Mann hat anlässlich des Selbstmords von Ernst Toller geschrieben: „Ich will es nicht tun. Es ist zu grauenvoll. Man muss aus allen menschlichen Bindungen treten, ehe man es tut.“ Der soziale Tod geht dem physischen Tod voraus und kündigt ihn an.

Die Hirnantilope springt. Ich erinnere mich, dass jemand im Knast in dem Raum, in dem unsere Konferenzen stattfanden, einen solchen Strick in Miniaturformat geknüpft und an die Decke gehängt hatte. Lange Zeit baumelte der winzige Henkerknoten dort, ohne jemandem aufzufallen. Mir allerdings schon. Dann schweifte der Blick des damaligen Direktors mal zur Decke hinauf und er erkannte sofort



©Christel Stroh 2020

die symbolische Mitteilung und Anklage, die der Strick für ihn bereit hielt. Er ließ einen Handwerker rufen und den Strick entfernen. Ich nahm ihn an mich und er hing bis zu meinem letzten Arbeitstag in meinem Büro an einem kleinen Haken in der Wand. *Sich weghängen* hieß das Aufhängen im Gefängnis. Wo ist der Strick geblieben? Ihm könnte ich ablernen, wie man einen Henkerknoten knüpft.

Ich nehme an, dass diese Art, über den Selbstmord zu sprechen und zu schreiben, meine Art ist, mich vor ihm zu schützen. Mein Schreiben dient also letztlich der Prävention. Das zur Beruhigung.

*„Jeder Mensch erfindet sich früher
oder später eine Geschichte,
die er für sein Leben hält.“*

(Max Frisch)

Es muss im Jahr 1963 oder 64 gewesen sein. Ich war zwölf oder dreizehn Jahre alt war und Mitglied einer kleinen Pfadfindergruppe, die Sippe genannt wurde. Verschiedene Sippen ergaben zusammen einen Stamm. Mehrere Stämme bildeten einen Gau. Unser Stamm hieß *Goten*, was uns in eine germanische Tradition einreihen sollte. Jeder Sippe stand ein Führer vor. Für die Sippentreffen, die jeden Samstag stattfanden, arbeitete er jeweils einen Plan aus. Wir trugen eine Art Uniform, die sogenannte Tracht, die aus einem grauen Hemd und einem blauen Halstuch bestand, das vorn von einem Knoten zusammengehalten wurde. Die Halstücher wurden einem, nachdem man gewisse Prüfungen absolviert hatte, mit der Aufnahme in den jeweiligen Stamm verliehen. Diese Feiern fanden jeweils zur Sonnenwende statt und wurden in einem Steinbruch in einem Wald oberhalb Kassels begangen. Man hatte die Hand auf die Stammesfahne zu legen und eine Eidesformel aufzusagen. Beim Schein eines großen Feuers wurde *Wildgänse rauschen durch die Nacht* gesungen, ein Lied, das uns Schauer über den Rücken jagte. Walter Flex hat den Text im Ersten Weltkrieg geschrieben. Das Gedicht ist in seinem Buch *Der Wanderer zwischen beiden Welten* enthalten, das in der Zeit zwischen den Kriegen zu einem Kultbuch der Jugendbewegung und dann der Nazis wurde. Der Autor ist 1917 an der Ostfront „gefallen“, wie man so sagt.

An diesem trüben und kalten Wintertag zogen wir hinaus in den Wald. Wie eigentlich jeden Samstag, wenn es nicht gerade Bindfäden regnete. Immer ging es hinaus. Es gab, wie gesagt wurde, kein schlechtes Wetter, nur unpassende Kleidung. Und was einen nicht umbrachte, machte einen härter. Härte galt als erstrebenswertes Ziel, Verweichlichung als Übel. Meist dachte der Gruppenführer sich irgendwelche Geländespiele aus, bei denen es darauf ankam,

möglichst viele andere symbolisch umzubringen, indem man ihnen das Lebensbändchen abbriss, das sie am Oberarm trugen. Es herrschte in Sippe und Stamm ein Klima von Befehl und Gehorsam. Die Stärksten und Größten gaben den Ton an und wurden bewundert. Die Pfadfinder stammten aus dem Krieg (historisch genauer: aus dem Burenkrieg) und dienten der Vorbereitung auf den Krieg. Der letzte große Krieg war gerade erst vorbei, seine Spuren waren noch überall zu sehen. Im Wald stießen wir alle naselang auf Munition und Handgranaten. Weggeworfene oder verloren gegangene Waffen stimulierten unsere Phantasie. Wenn wir auf Fahrt gingen oder größere Wanderungen unternahmen, trugen wir die Weltkriegs-Tornister unserer Väter auf, die wegen ihrer Fellbespannung auch Affen genannt wurden. Sie zu packen war eine echte Kunst. Fast jeder von uns besaß eine mit Filz überzogene Feldflasche, ein Kochgeschirr und einen Brotbeutel, die aus Wehrmachtsbeständen stammten. Ich war nicht begeistert, bei den Pfadfindern zu sein. Meine Eltern, das heißt mein Vater und meine Stiefmutter, hatten mich hingeschickt, weil sie dachten, es täte mir gut und würde zu meiner Erziehung beitragen. Ich sollte mich dort zum Mann entwickeln. Also ging ich hin und nahm teil. Mehr aber auch nicht. Meist agonisierte ich vor mich hin, was damals überhaupt meine Art zu existieren war. Der frühe Tod meiner Mutter hatte mich meiner Daseinsberechtigung und meines Lebenssinns beraubt. Ich trieb steuer- und richtungslos dahin, überließ mich irgendwelchen Strömungen. Dass man die Lebensbewegung in gewissen Grenzen steuern kann und sein Leben führen muss, war mir lange Zeit ein gänzlich fremder Gedanke und eine noch viel fremdere Praxis. Ich starrte mit abwesendem Blick vor mich hin oder ins Leere. Ständig fuhren die Erwachsenen mir mit der Hand nach Art eines Scheibenwischers durchs Blickfeld, um mich aufzuwecken, wie sie sagten. So vor sich hin zu träumen wurde nicht geduldet. Ich sollte am Leben teilnehmen und ein tatkräftiger Mensch werden.

An diesem Samstag, ich sagte es schon, zogen wir hinaus in den Wald und sollten um die Wette irgendwelche Bäume besteigen. Da ich damals ziemlich dick war, war das nicht gerade meine Paradedisziplin. Aber es gab kein Entrinnen, ich musste auf den Baum hinauf, irgendwie. Jemand machte am Anfang englische Leiter, um auf den ersten Ast hinaufzukommen, dann musste man allein weiterklettern. Es war Winter und die Äste der Bäume waren verschneit und teilweise vereist. Der Gruppenführer hatte die Bäume tatsächlich in den Tagen zuvor eigenhändig und eigenfüßig bestiegen und in den Wipfeln für jeden von uns ein Bändchen angebracht. Als Zeichen, dass wir es auch tatsächlich bis oben hin geschafft hatten, mussten wir



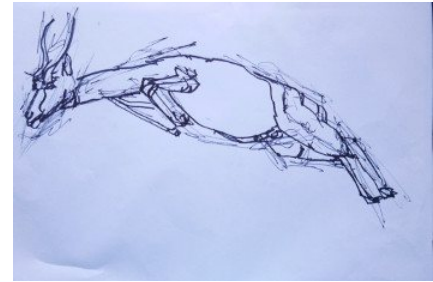
Bild von BrianTucker auf pixabay.

ein solches Bändchen als Trophäe mit hinunterbringen und bei ihm abliefern. Die Gruppe, die als erste alle Bändchen geborgen und abgeliefert hatte, würde gewinnen. Es musste immer Sieger und Besiegte geben. Einfach so ein Spiel spielen ging nicht und kam nicht vor. Ich schaffte es mit Hängen und Würgen beinahe bis oben, dann rutschte ich auf einem vereisten Ast ab und stürzte aus sieben Metern Höhe hinab. Unterwegs schlug ich auf diversen Ästen auf, was den Fall etwas abbremste. Mehr weiß ich eigentlich nur aus Erzählungen. Ich kam erst im Krankenhaus wieder zu mir, wie man so sagt. Ich hatte blutend und bewusstlos unter dem Baum am Boden gelegen. Es musste jemand zur nächsten Telefonzelle laufen und die Rettung rufen. Da ich im Wald lag, war es für den Krankenwagen unmöglich, zur Unfallstelle zu gelangen. Man musste mich auf eine Trage schnallen und aus dem Wald hinaustragen. Der Junge, der zum Telefonhäuschen gerannt war, hatte auch meine Eltern angerufen und ihnen mitgeteilt, ich sei möglicherweise oder höchstwahrscheinlich tot. Ich sah sie dann später irgendwann im Krankenhaus wieder. Ich wurde zig Mal operiert und blieb dort von Februar bis Oktober. Der Oberarmknochen war unterhalb des Gelenkkopfes geborsten und Knochensplitter standen aus dem Arm heraus. Die Ärzte hatten Mühe, das Gebrösel wieder zusammenzufügen. Ein langer Nagel wurde in den Knochen getrieben, der dem Ganzen Halt geben sollte. In ihrem Eifer vergaßen sie, die Bizepssehne, die abgerissen war, wieder hochzuziehen und an der Kugel festzumachen. Es galt später als kleines anatomisches Wunder, dass ich diesen Arm heben und Handball spielen konnte. Der gebrochene und wieder zusammengefügte Arm drohte kürzer zu werden als der andere und man legte mir einen Streckverband an. Noch ein Nagel wurde durch den Ellbogen geschossen und Gewichte daran gehängt, die den Arm beim Zusammenwachsen auseinanderziehen sollten.

Monate lang lag ich auf dem Rücken unter dem Galgen mit den Gewichten. Es war Sommer und ich schwitzte. Auf dem Rücken, am Hintern und auf der Bauchdecke bildeten sich zahlreiche Furunkel, die man irgendwann aufschnitt. Ich lag auf der Kinderstation. Zwölf Kinder lagen dort dicht nebeneinander in ihren Betten und hatten auf das Kommando von Oberschwester Katharina zu hören. Damit ich kein Schuljahr verlöre, brachte mir mein Vater alle paar Tage die Hausaufgaben. Er zimmerte mir ein hölzernes Pult, das über meinem Bauch zu stehen kam und auf das ich Papiere und Bücher legen konnte. Es war das Schuljahr, in dem der Griechischunterricht begann, und ich war tatsächlich nie wieder so gut in diesem Fach wie am Ende meiner Krankenhauszeit. Mit den Pfadfindern hatte ich danach nichts mehr am Hut. Ich musste sehen, dass ich wieder ein Mensch wurde, der seine Glieder bewegen konnte. Auf dem Weg dahin half mir der Sport. Als ich erwachte und ein politisches Bewusstsein entwickelt hatte, schrieb ich der Bundesführung der Christlichen Pfadfinder einen wütenden Brief, in dem ich mich mit den dort fortdauernden faschistischen Ritualen und paramilitärischen Umgangsformen auseinandersetzte und meinen Austritt erklärte. Es war die Zeit um 1968 herum, und ich rannte in gewisser Weise offene Türen ein. Sogar die Pfadfinder wurden in den Strudel der Ereignisse hineingerissen und begannen sich zu ändern. Allerdings ohne mich.

Warum erzähle ich diese Geschichte? Weil meine Hirnantilope hingesprungen ist und sie ist vermutlich hingesprungen, weil ich beim Thema Selbstmord gelandet war. Ich habe im Laufe des Lebens die Kunst kultiviert, meine Selbstmordversuche als Unfälle zu tarnen. Vom ersten mir erinnerlichen Fall habe ich gerade berichtet. Mindestens ein weiteres Beispiel ist mir erinnerlich, wo die suizidale Komponente deutlicher hervorgetreten ist. Unfälle durchziehen mein Leben. Das unerwünschte Kind versucht, sich zum Verschwinden zu bringen und seiner sinnlosen Existenz ein Ende zu setzen ... postnatale, nachholende Abtreibungsversuche. Davon vielleicht ein andermal. Fürs Erste hab ich genug von diesem Thema.

Apropos Hirnantilope. Meine Freundin Christel Stroh ist Künstlerin. Als ich sie unlängst einmal in der Stadt traf, erzählte ich ihr von meiner Wiederentdeckung von Mustafas Gehirnantilope und deren wilden Sprüngen und verwies sie auf Folge 12 meines Corona-Tagebuchs. Ich fragte sie, ob sie Lust und Zeit hätte, diese Antilope zu zeichnen. Es hat eine Weile gedauert, und dann hat sie mir ein paar Zeichnungen geschickt, von denen wir nun hier in loser Folge einige präsentieren. Eine war bereits in Folge 8 zu sehen. Ich möchte ihr an dieser Stelle ausdrücklich danken für ihre Bemühungen und die tollen Antilopen.



©Christel Stroh 2020

Heute, am Freitag, dem 1. September 2020 wird Annie Ernaux 80 Jahre alt. Und ich möchte ihr gratulieren. Ich bin froh, dass ich irgendwann auf sie aufmerksam wurde und inzwischen einige ihrer Bücher gelesen habe. Zwei stehen noch aus und ich freue mich auf die Lektüre. Ich spare sie mir regelrecht auf. Dass sie es geschafft hat, eine Autobiographie zu schreiben, in der das Wort „Ich“ nicht vorkommt, aber stattdessen der Renault-Arbeiter Pierre Overney, der 1972 von einem Werkspolizisten erschossen wurde, nimmt mich sehr für sie ein. Das ist keine bloß Attitüde, sondern eine sie charakterisierende Haltung. Annie Ernaux weiß, dass und wie eng Lebensgeschichte und Geschichte miteinander verflochten sind und dass sich die Rätsel ihrer und unserer Lebensgeschichten nur im Kontext der Geschichte der Gesellschaft lösen lassen, die uns umgibt und die wir als Bedingung unseres Lebens vorfinden.

Gefragt, was sie mache, wenn sie angegriffen werde, sagt sie: „Gleichgültigkeit ist die einzige Waffe. ... ich passe auf mich auf, indem ich mich fernhalte. Ich gehöre nicht zur Intellektuellenszene, nicht zum Bürgertum, nicht in Schriftstellerkreise, ich habe nichts zu tun mit der Welt der Mächtigen und Erfolgreichen. Weil ich so viel Distanz habe, perlen Attacken an mir ab.“ In der Autobiographie, die *Die Jahre* heißt, ist ein Satz versteckt, der es mir angetan hat,

weil ich mich in ihm wiedererkenne: „Im Gegensatz zu ihrer Jugend, als sie überzeugt war, dass sie von einem Jahr auf das nächste ein neuer Mensch ist, vielleicht sogar von einem Monat auf den nächsten, während die Welt um sie herum gleich blieb, hat sie jetzt das Gefühl, sich nicht mehr zu verändern, während die Welt um sie herum rast.“ Ihre schlimmste Befürchtung: „Eines Tages würden vielleicht auch die Dinge und die Wörter, die sie bezeichnen, nicht mehr zueinanderpassen, würde sie die Wirklichkeit nicht mehr in Worte fassen können, wäre die Realität nicht mehr sagbar.“ Ich wünsche ihr, dass ihr diese Erfahrung erspart bleibt und es ihr gelingt, die uns umgebende Wirklichkeit noch lange in passende Worte zu fassen.



Bild von [Ulrike Leone](#) auf [Pixabay](#)

Heute sah ich in den Wiesen an der Lahn die ersten Herbstzeitlosen blühen. Ich sammelte Haselnüsse und setzte mich auf einen Baumstamm, um sie mit Hilfe eines Steins zu knacken. Es geht nichts über frische Nüsse. Auf einem Ast an meiner Badestelle saß ein Eisvogel. Als ich ihm zu nahe kam, flog er übers Wasser davon. In der bereits tiefer stehenden Sonne schillerte sein Gefieder blau und türkis. Obwohl er schon 2009 Vogel des Jahres war, was normalerweise das Zeichen des nahenden Aussterbens ist, hat er sich bis heute gehalten. Weil er in allen möglichen Farben leuchtet, nennt man ihn auch *fliegenden Edelstein*. Mir hat der Vogel den Tag gerettet, den meine Melancholie tief grau eingefärbt hatte.



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ soeben im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEW-AN Magazin](#)